

# Heimat als Herkunft und Ankunft

*Markus Schächter*

Am 6. August 2011 zeigte das Titelbild der FRANKFURTER ALLGEMEINEN ZEITUNG einen denkwürdigen Ausschnitt: die baumelnden Beine von Flüchtlingen aus Libyen. Sie sitzen auf einer Mauer, vermutlich im Hafen von Lampedusa, wohin sie ein Flüchtlingskutter gebracht hat. Die Bildüberschrift: „Bodenlos, heimatlos“. Wer keinen Fuß auf den Boden bekommt, hat auch keine Heimat.

Was ist Heimat? Kann man seine Heimat wechseln? Kann es überhaupt eine „neue Heimat“ oder eine „Wahlheimat“ geben? Was bedeutet dabei schon Wahlheimat, wenn es für die Fliehenden eigentlich keine andere Wahl gibt? Und leben wir selbst überhaupt in unserer angestammten Heimat? Wen verschlägt es nicht berufsbedingt ins ganze Land oder gar in alle Welt? Aber sind wir deshalb heimatlos? Ist denn unser Geburtsort zwangsläufig unsere Heimat? Wird nicht auch manch einer, quasi auf der Durchreise, an einem fremden Ort geboren? Und welches Gefühl von Heimat wird er später entwickeln?

In meinem eigenen Falle hat Heimat wesentlich mit dem Geburtsort zu tun. Das liegt nicht nur an der Geburt, sondern eben auch an Ort und Gegend: an einem der schönsten Teile des südlichen Pfälzerwaldes. Von seinen kilometerlangen Wald- und Wanderwegen her weiß ich nur zu gut, was es heißt, Boden unter den Füßen zu haben. Ich weiß es nicht zuletzt deshalb, weil es sich bei meinem Heimatort Hauenstein um einen der größten „Schuhorte“ Deutschlands handelt. Vielen unbekannt, steht dort das DEUTSCHE SCHUHMUSEUM mit dem größten Schuh der Welt. Allerdings: Die Schuhgröße alleine sagt noch nichts über heimatliche Bodenständigkeit.

Bodenständigkeit reicht tiefer: Man sagt, Heimat bedeute Verwurzelung. Wurzeln sind zunächst etwas Festes. Durch sie bleiben Bäume ihr Leben lang am immer gleichen Ort. Bäume wandern nicht. Man sagt auch, einen alten Baum verpflanzt man nicht. Aber gilt das auch für Menschen? Eine Wurzel scheint ja nur etwas Festes, weil sie Halt gibt. In Wirklichkeit ist sie etwas sehr Lebendiges: Das Leben eines Baumes hängt ganz von seiner Wurzel ab. Sie ist sein Herzstück,

sein Kraftzentrum. Von ihr zehrend, wächst er in die Höhe. Je tiefer dabei die Wurzeln, desto größer die Standfestigkeit, insbesondere bei Stürmen. Und die Stürme nehmen in jüngster Zeit dramatisch zu. Gleichzeitig scheint der Mensch heute entwurzelter denn je. Ja, man muss fragen: Hat der mobile Mensch überhaupt noch Wurzeln? Und, wenn nicht: Schlägt man Wurzeln nur an einem *Ort*? Ist man nicht auch verwurzelt in seiner *Zeit*? Zeigen nicht gerade die Flüchtlinge, wie sehr man auch verwurzelt ist in der eigenen Geschichte, und das heißt auch: in der Politik des eigenen Landes?

Betrachtet man also den Heimat-Begriff von seiner eher politischen Seite, so müssen wir in meinem Fall noch tiefer in die Geschichte zurückgehen: In Deutschlands dunkelster Epoche hatte Hauenstein – im wahren Wortsinn – „Geschichte geschrieben“. *Seine* Geschichte: Bei der letzten Reichstagswahl am 5. März 1933, kurz nach dem Regierungsantritt Adolf Hitlers, gaben 92,6 Prozent der dortigen Bürger ihre Stimme für die gemeinsame Liste aus ZENTRUM und BAYERISCHER VOLKSPARTEI ab. Sie stimmten damit praktisch geschlossen gegen Hitler, so geschlossen wie keine andere vergleichbare Gemeinde in Deutschland. Der Ort wurde zu einer Hochburg des politischen und auch kulturellen Widerstandes. „Der schwarze Turm hat keine Risse bekommen“, stand damals voll Stolz und Trotz in einem Lokalblatt zu lesen. Was solche Standfestigkeit und Standhaftigkeit konkret bedeutet hat, versteht man erst ganz, wenn man die „Risse“ im Umland betrachtet: Wenige Kilometer weiter waren die Vorzeichen genau umgekehrt. In einem Nachbarort mit einer anderen politischen Heimat geboren, konnte man ohne Zutun auf einen ganz anderen Lebensweg geraten.

Das Beispiel zeigt: Der Turm für die politische Schlacht muss frühzeitig errichtet werden, die Wurzel für den Sturm muss vorzeitig wachsen. Heimat als geschichtliche – auch kultur- und familiengeschichtliche – Verwurzelung entsteht für jeden Erdenbürger lange vor seiner Geburt. Und was lange wächst, gibt endlich Halt und Stand. Alsdann ist ein Ort auch mehr als eine bloße Lokalität oder „Location“. Es gibt auch einen „Genius loci“. Auch ein Ort hat einen Geist, seinen ganz spezifischen Geist. Ein Ort ist nicht nur eine räumliche und sinnliche Umgebung, sondern schafft auch eine geistige, seelische Prägung. Darum ist Heimat nicht nur mehr als ein Ort, sondern auch mehr als Zeit, Geschichte und Herkunft.

Was dieses Mehr bedeuten kann, erfuhr ich schon bald in meiner beruflichen Wahlheimat in Mainz beim Fernsehen. Mein erster Beitrag – für den SÜDWESTFUNK – war ein Interview mit dem Philosophen Ernst Bloch aus Ludwigshafen. In seinem Denken war etwas von dem zu spüren, was man eine „geistige Heimat“ nennen kann. Für Bloch war „Heimat“ eine „Utopie“, eine „konkrete Utopie“. Gemeint war keine irrealer Schwärmerei: Das griechische Wort für „Utopie“ meint einen „Nicht-Ort“, sprich: einen Ort, den es nicht oder – mit Bloch – „noch nicht“ gibt. Es ist kein weltfremder Phantasieplatz, sondern eine Art Zielort, den der Mensch als steter Wanderer noch nicht erreicht hat. Schon gar nicht in Blochs Geburtsstadt. Dort hatte der Philosoph in den ausgebeuteten Arbeitern gleich massenhaft die real existierenden Muster des entwurzelten, sich selbst entfremdeten Menschen der Neuzeit erlebt: „Mit Politik habe ich mich zu beschäftigen begonnen, als ich abends diese verhungerten Proletarier ausgegammelt durch die Straßen von Ludwigshafen schleichen sah.“ Jenen Ort aber, an dem der Mensch sich nicht mehr fremd ist, an dem er zu sich selbst zurückkehrt, quasi bei sich selbst ankommt, nannte der fortan „politische Philosoph“ in seiner berühmtesten Schrift vom „Prinzip Hoffnung“ eben „Heimat“. Sie ist die eigentliche Aufgabe und Arbeit des Menschen: „Es geht um den Umbau der Welt zur Heimat – ein Ort, der allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war.“

Fast Jeder kennt das berühmte Zitat von Novalis, der schon in jungen Jahren „heimgegangen“ war. Auf die selbst gestellte Frage: „Wohin gehen wir?“ gab er die sehnsuchtsvolle Antwort: „Immer nach Hause.“ Er wird damit nicht nur oftmals auf Beerdigungen trostreich zitiert, sondern passt auch in das hoffnungsvolle Weltbild von Ernst Bloch. Heimat ist Zuhause, und Zuhause ist, außer Herkunft, auch Zukunft. Aus der Flucht wird eine Zuflucht, ein Ziel. Dorthin sind wir zeitlebens unterwegs. Unversehens denkt man an Odysseus, der auf der Suche nach seinem Zuhause über Jahre durch das gleiche Meer wie die heutigen Flüchtlinge irrte. Und als er es endlich gefunden hatte, lag es im Nebel. Er erkannte es zunächst nicht, und es war auch nicht mehr das, was es einmal war. Die Verwirrung kehrt wieder im neuzeitlichen Ulysses als modernem Gleichnis für den Orientierung suchenden Menschen in der labyrinthischen Großstadt des 20. Jahrhunderts. Und die Orientierungslosigkeit verschärft sich, trotz aller Navigationssysteme, in den Metropolen unserer Zeit: Kann eine anonyme Millionenstadt von heute überhaupt noch Heimat sein? Nicht genug damit: Wo erst ist „Heimat“, wenn wir im Zeitalter der

Globalisierung nicht einmal mehr von „Großstädten“ reden, sondern von einem einzigen „global village“: die ganze Welt geschrumpft zum „globalen Dorf“. Heimat ist überall und nirgends. Sehend und hörend, schreibend und sprechend kann praktisch jeder Vernetzte zu jeder Zeit an jedem Ort sein. Wo aber ist man reell, wenn man virtuell überall sein kann? Was hat man unter den Füßen, wenn man sich nur noch in einem Netz ohne einfachen, geschweige denn doppelten Boden bewegt? Ist Heimat nur noch eine fiktive Größe auf unseren Homepages? Ist sie ein unnötiger Luxus? Brauchen Menschen, die außer Lebensgefahr und ohne Existenzsorgen sind, keine wirkliche Heimat mehr? Und wie begegnen sie dann jenen Flüchtlingen, die bei ihnen eine neue Heimat suchen? Oder umgekehrt: Was sagen die Flüchtlingsströme uns, da sie praktisch vor unserer eigenen Türe stehen? Was an den Küstenrändern geschieht, gilt für ganz Europa. Was aber bedeutet dann in diesem größeren Rahmen noch unser eigenes Heimatland?

Die Bereiche und die Begriffe verschwimmen. Umso notwendiger wird es, noch eine andere Heimat als nur die geographische, geschichtliche, auch kulturgeschichtliche und insbesondere sprachliche zu haben. Wir brauchen nicht zuletzt eine gesellschaftliche und menschliche Heimat. Auch und gerade Menschen können Heimat sein. Was ein Turm oder eine Burg dem Bürger einer Stadt an Bergung und Sicherheit gewährt, das gibt eine Gemeinschaft, eine Gesellschaft ihren Menschen an Geborgenheit. Insofern kann man Heimat auch an andere Menschen weitergeben. Dazu muss man nicht unbedingt Flüchtlinge aufnehmen. Man kann auch helfen, dass ihre eigene Heimat wieder bewohnbar wird: dass sie wieder Boden unter die Füße bekommen. Vielleicht geht es bei Heimat also nicht alleine um Herkunft und Zukunft, sondern auch um so etwas wie Ankunft: um etwas, wo man angekommen und damit auch angenommen ist.

Auf dem Weg nach „Utopia“ einen Schritt weitergegangen, lassen sich die ersten Wegweiser ein wenig beschriften: Heimat muss nichts Fixes und nichts Fertiges sein. Sie muss auch nichts Vergangenes sein, das weit hinter uns liegt, das praktisch in unserer Wiege lag. Heimat ist etwas Bewegliches und damit auch selbst ein Weg, der vor uns liegt als langfristige, weiträumige Lebensaufgabe. Als eine Art Wanderschaft geht sie über das hinaus, was Wanderkarten oder Navigationssysteme anzeigen: Sie hat mit Menschen und mit Leben zu tun, und zwar so viel, dass sie alle Menschen gemeinsam angeht und auffordert: die Ansässigen wie die Ankommenden. Unterwegs sind wir alle.